

Stuttgart, 12. Februar 2009

Vortrag von Marica Bodrožić¹

Sehr geehrte Damen und Herren,

Sprache entscheidet darüber, welcher Literatur man angehört, in meinem Fall: der deutschen, denn ich schreibe in der deutschen Sprache, bewege mich in ihren Urgründen, in ihrer Tradition, ob ich das will oder nicht. Ich setze mich ihr und ihren Gesetzen aus und versuche natürlich, denn das ist mein Beruf, schreibend der Sprache auf die Spur zu kommen. Dies ist selbstverständlich nur in Teilen wahr, denn eigentlich kommt die Sprache mir auf die Spur und nicht umgekehrt.

Aber dennoch, wenn wir uns einen Moment lang vorstellen, dass der Schriftsteller etwas mit Sprache manifestieren kann, dann muss ich mir eine wichtige Frage stellen: Mit welchen Mitteln komme ich in diese Sprachspur? Die Antwort wäre am besten in einem ganzen Buch aufgehoben, aber kurz beantwortet wäre das:

Mit meiner Erfahrung, mit dem Erbe meiner eigenen Herkunft, mit meinem auf der Grundlage meines Lebens entstehenden Bewusstsein, das mich leitet und in mir fremde Sprachecken, zu den Sprachvehikeln und zu ihren gesättigten und ungesättigten Valenzen führt. Dabei erfahre ich hin und wieder, so haben es ein paar meiner schreibenden deutschen Kollegen einmal formuliert, dass es *verbotene Wörter* gibt.

¹ Marica Bodrožić lebt als Autorin in Berlin. Sie wurde mit mehreren Literaturpreisen ausgezeichnet, u. a. dem Preis der Akademie der Künste Berlin, dem Adelbert-von-Chamisso-Förderpreis und dem Adalbert Stifter-Förderpreis.

Das Wort Liebe gehört dazu.

Das Wort Herz.

Das Wort Mond.

Und natürlich das Wort Stern.

Einmal hörte ich sogar, dass das Wort Mairegen ebenso gefährlich sei wie das Wort Seele. Mairegen – schauen Sie sich nur dieses gefährliche Wort an, das man angeblich in einem deutschsprachigen Gedicht nicht benutzen darf!

Wieder ein anderes Mal sagte jemand, all diese Wörter (also alle zusammen!) müsse man mir verbieten, weil die Zeit Eichendorffs, die Zeit Novalis', die Zeit also der deutschen Romantik „ein für alle Mal vorbei“ sei. Ich denke, da hat sich der nach Verboten ringende Mensch schwer getäuscht.

Irgendeiner muss sein Sprachpferd auch über die Verbote hinweg satteln und dann ins Ungewisse reiten. Wo kommt man dann an? Bei Kafka natürlich. Kafka, wieder er!, ja, er war ein deutscher Schriftsteller, weil er sein Werk in deutscher Sprache geschrieben hat – und er wäre selbstverständlich nie *dieser Schriftsteller* geworden, der zu sein er sich gleichsam selbst schreibend gezwungen hat, wenn er sich zeitgleich nicht auch in seine eigene Bildwelt eingeschleust hätte, in die Kellergewölbe seiner kulturellen, religiösen und seelischen Zimmer. Denn dort unten, in der Tiefe der Erde, an die Kafkas Sprache heranreicht, dort muss sich einer erst einmal mit Wörtern bewegen können. Kafka konnte das nur mit der deutschen Sprache tun, nur mit ihren Handlangern und Bildknechten, Bildlieferanten und ihren Fähigkeiten, seine inneren Passepartouts zurechtzuschneiden. Und mit seiner Literatur wieder zu sprengen.

Wie albern wäre es, wenn wir einen Schriftsteller, der beispielsweise über den Orient schreibt, sofort einen Araber nennen würden – natürlich macht das keiner

bei Goethe, weil wir wissen, dass er in Frankfurt das Licht der Welt erblickt, dass er *der* Goethe ist und nicht *der* Hafis, selbst dann, wenn er zehn Mal gerne wenigstens für einen Monat dieser andere, also Hafis gewesen wäre. Wenn aber jemand in einem anderen Land als Deutschland geboren ist, in der deutschen Sprache schreibt und beispielsweise, so wie ich, den Herkunftsraum als Katalysator für die eigene Literatur benutzt (so wie Wolfgang Koeppen in „Treibhaus“ politische Geschehnisse nach eigenen Worten als „Katalysator des Verfassers für die eigene Imagination“ benutzt), dann wird einem gleich das ganze Schreiberleben umgeschrieben und nun ist man eine „jugoslawische“ oder „kroatische“ oder „kroatisch-deutsche“ oder „deutsch-kroatische“ Schriftstellerin. Jemand vom Balkan! Ein Migrant! Schon wieder wird aus mir eine Fremde gemacht, die ich – wenigstens in der Sprache – gar nicht bin. Nur um es aufzuklären: ich liebe den Balkan, ich nenne ihn für mich selbst das UNBEWUSSTE EUROPAS, ich liebe meine erste Sprache, alle Menschen aus den einstigen ex-jugoslawischen Republiken, von ihnen allen habe ich sehr viel gelernt, meine ganze Ethik gründet auf Gemeinschaft – und so absurd das nach allem, was auf dem Balkan geschehen ist, aussehen mag: gerade dort habe ich alles über die Gemeinschaft gelernt.

Doch bin ich kein Ahasver, bin nicht ruhelos unterwegs von Land zu Land, ich ziehe nicht umher, ich lebe hier, schon sehr lange und ich werde auch aller Voraussicht nach, unbelehrbar wie ich bin, auch weiterhin hier bleiben, hier leben also. Migration bedeutet Wanderung. Ich gehöre zu der Generation von Menschen in Deutschland, Frankreich und Amerika, die diese Wanderung nur noch geistig unternimmt und die so genannten Gegensätze in sich vereinigt. Ich wandere sonst nicht umher – aber vielleicht liebe ich deshalb die deutsche Romantik, in der das Motiv der inneren Wanderung sehr wichtig ist und in der der Weg, wie es bei Novalis heißt, „immer nach Haus“ geht. Bei mir ist dieses „immer nach Haus“ vor allem die deutsche Sprache geworden. Und ich werde mich aus ihr niemals hinauswerfen lassen. Auch nicht von übereifrigen Übersetzern, die sich beispielsweise folgende Frage stellen:

„Wie übersetzt man einen deutschsprachigen Autor, deren Muttersprache nicht deutsch ist?“

Nun ja – ich würde sagen, wie jeden anderen auch. Ich übersetze selbst aus dem Kroatischen und aus dem Englischen und jeder Autor hat verschiedene Echoräume, in die er seinen Übersetzer trägt. Natürlich gibt es andere Sprachsentenzen, andere Tonalitäten und Melodien bei mir. Aber dieses Andere ist vor allem in meiner eigenen Individualität zu suchen. Und nicht etwa in der Tatsache meines Fremdseins. Der russische Dichter Joseph Brodsky, den ich schon einige Millionen Mal zitiert habe, hat einmal gesagt, dass Sprache Schicksal sei. Als Slawin habe ich genauso wenig wie er Angst vor diesem großen Wort, schließlich komme ich aus einer Gegend – dem Süden Dalmatiens – die zum altgriechischen Siedlungsgebiet gehört. Ich könnte auch sagen, Schicksal ist Mathematik und ich gehe nur meinem eigenen Zahlengebiet entlang und übersetze schreibend meine innere Welt in eine äußere. So viel Präzision müsste wenigstens die Übersetzerzunft mit sich bringen, denn Präzision und Kunst kommen im Handwerk des Übersetzers immer zusammen. Der Blick auf die Details erfüllt mich mit Glück und bitte missverstehen Sie mich nicht, ich beharre hier auf keinerlei Identität – ohnehin verstehe ich Identität als etwas Fließendes. Ich möchte auch ganz gewiss nicht einfordern als Deutsche angesehen zu werden. Als Mensch bin ich vieles auf einmal. Neulich in Paris habe ich mich wieder einmal völlig grundlos französisch gefühlt. Aber als Schreibende bin ich der deutschen Sprache anheim gegeben und auch im gleichen Maße verpflichtet. Die Sprache ordnet mich selbst einem bestimmten musikalisch-sprachlichen Gebiet zu. Es macht einen großen Unterschied ob man in einer so genannten kleinen Sprache oder in einer so genannten großen wie beispielsweise Englisch oder Französisch oder Deutsch schreibt. Automatisch bewegt man sich mit einer bestimmten Sprache in einem bestimmten bewussten und unbewussten Kollektiv und damit natürlich auch in einem Kulturraum und erweitert diesen – mit allem, was man aus dem anderen Raum mitbringt. Der letzte jugoslawische Schriftsteller war nach eigener Bezeichnung

der für mich existentiell-wichtige Danilo Kiš. Er hat einmal davon gesprochen, dass ein Schriftsteller auf alle Attribute verzichten und nur Schreibender sein sollte. Diese Reduktion auf das Wesentliche ist gleichermaßen ein Plädoyer für die Kunst wie für die Freiheit. Ich bin *nur* ich selbst, ob das den soziologisch Akribischen passt oder nicht.

„Aber dein Name! Du hast doch diesen fremden Namen, das ist schwer für uns“, wird mir oft gesagt. Na und, für mich ist auch einiges nicht leicht. Ich versuche, es trotzdem zu verstehen und meiner Zunge beizubringen – so manch ein französisches Wort lässt einen ja bei seinem bloßen Anblick schon drei Kilo abnehmen, lange also bevor man es ausspricht.

Da der Kopf vieles verstehen, aber dennoch nicht lösen, nicht auflösen kann, ist das für mich ein sehr merkwürdiger Zustand und mit jedem Buch denke ich, jetzt hast du ihn überwunden, diesen dummen Zwischenzustand. Denn das neue Buch zeigt wieder, dass jeder Buchstabe von den Zauberschlangen der deutschen Sprache von Kopf bis Fuß schön angebissen wurde und dazwischen eigentlich nur der leere Raum steht.

Was aber ist dieser leere Raum eigentlich?

Zunächst ganz einfach der Raum zwischen den einzelnen Wörtern, den Punkten, den Kommas und den Absätzen, diesen kleinen Proleten, die immer ein bisschen stellvertretend für den Autor angeben wollen, wie fähig doch dieser zu atmen sei.

Dann gibt es den anderen leeren Raum, der ist beredt, aber für den Schreibenden selbst soll er sich, davon bin ich durchdrungen, lieber nicht erklären. Erklärungen zerstören die Poesie. Den Zwischenraum zu verstehen, das ist der Berufsgruppe der kompakten und inspirierten Grübler, also den klugen, von mir sehr geschätzten Literaturwissenschaftlern vorbehalten.

Mich interessiert vielmehr die Vorstellungskraft, der Zauberraum zwischen meinem Wissen und meinem Nicht-Wissen. Dabei ist es völlig gleichgültig, ob für meine Imagination als Katalysator ein Dorf in Dalmatien, eine Küstenstraße, ein einst Jugoslawien geheißenes Land, eine erotische Umarmung oder etwa der Traumbereich der Bilder oder ein hessisches, von Apfelbäumen gesäumtes Dorf bei Frankfurt am Main zur Verfügung steht.

Und dann gibt es ja auch noch Gedichte.

Ja, dieses Gedichteschreiben ist mit einem Mal auch für mich lästig, plötzlich muss ich die Raum- und Zeitlosigkeit verteidigen, die mir einmal eine Kritikerin in einer Diskussionsrunde mit der Bemerkung vorwarf, ja jetzt müsse ich mich aber doch mal entscheiden, hier oder dort! Jugoslawien oder Deutschland. Also aber sofort hopp, ging es mir durch den Kopf, jetzt aber zackig, sofort die Herkunft abstreifen oder irgendeine Entscheidung treffen, *allez-hopp*, wie im Zirkus, dachte ich, kannst du denn nicht klar sagen, um was es dir geht! Klar sagen! Verstehst du, das war doch immer Ziel der Literatur, auch dem verschnarchtesten Neurotiker seine Arbeit abzunehmen. Das also, denke ich natürlich, ist ganz sicher nicht Aufgabe der Literatur. Ihre Aufgabe ist die Vielfalt, das Gleichmaß aller Dinge, auch jener, die einander widersprechen. Sonst könnte man ja sein ganzes Leben lang über einen einzigen Satz nachdenken und nur diesen einen Satz sagen, so drei Tage vor dem Tod, da wäre sicher einiges klarer für uns. Aber da wir noch nicht ein Leben lang schweigen und keineswegs in einem langen Leben nur einen Satz sagen können, versuchen wir etwas anderes in die Welt hineinzuhalten; Gedichte, Bücher. Liebesgeschichten. Kinder. Musik. Unsere Erinnerung. Unsere Gedächtnisse. Unsere Sommer. Unsere Winter – Begegnungen, Jahreszeiten.

Manchmal braucht man die Umwege, die sind die schönsten!, da gibt's Unkraut und blöde Träume, riesige Meere, Baumgeister und mit Wundern gespickte Sätze, da gibt's auch Unverstehen, da gibt's Rätsel. Ach könnte man Sprachrätsel

essen! Meine Lektoren fürchten sich, glaube ich, vor meinen Sätzen, sie sagen es mir nie, aber ich sehe, sie machen sich viel Mühe, meine Sätze auf ihre Unrichtigkeiten hin abzuklopfen -:

*Sie ist in Dalmatien geboren, hat den Kommunismus als überzeugte kleine Pionierin mit Tito-Button an der Schuluniform beschnuppert, rote Fahnen bei Mai-
paraden in SÜDEUROPA geschwenkt, vielleicht hat sie Rebellion im Blut und will unsere deutsche Grammatik unterwandern, den 26 Jahren auf unserer Sprachseite müssen wir misstrauen!, was kann man schon in 26 Jahren lernen, wenn man neun woanders verbracht hat?*

Nun ja, das stimmt schon alles, mein Blut ist wirklich tierisch, ich lerne, was ich lernen will und nicht das, was man mir verordnet und ich möchte doch mal Liebe sagen, wenn ich Liebe meine (denn Slawin bin ich irgendwie zu allem Übel auch und immer noch und werde das – erschwerenderweise auch für mich selbst – immer bleiben). Aber woher rührt die Angst vor der hohen Sprache?

Man muss doch nicht gleich ein Feigling werden, nur weil man literarisch tätig ist und man sich in Deutschland seit dem Zweiten Weltkrieg darauf geeinigt hat, dass Verführung grundsätzlich negativ und deshalb verfemt ist und *die Form allein* nun *das Ding* ist, das man anbeten muss. Und was ist da der Tempel eigentlich und was macht man in so einem Tempel? Und wer betet hier eigentlich mehr etwas an? Ich setze *nicht nur* auf die Form, überhaupt nicht auf Zertrümmerung und Zerstörung, ich setze auf Vertrauen und werde dann von ihm gesetzt. Soll ich mich wehren? Nein! Ich will nicht. Ich misstraue mehr meinem Ich und liebe einfach das unter ihm wohnende Licht, das heißt aber nicht, dass ich nicht auch in die Kanalisation der Bilder steige und dort Sprachschrubberie betreibe. Ich mache das nur anders, manchmal, in dem ich versuche, nur die Bilder sprechen zu lassen. Die Bilder. Und *nicht* mich und meine abendländische Brillanz.

Außerdem bleibt immer noch die Frage, wer setzt sich mehr aus? Jener, der alles in der Form ankommen lässt, ohne die Sprache selbst sprechen zu lassen oder jener, der auch einmal der Form misstraut und sich von den Wörtern an die Hand nehmen lässt, ohne den Weg zu kennen? Und ohne zu wissen, was das wieder für ein Weg ist, der einen dann treibt, antreibt und umtreibt, ohne dass man irgendeine Begründung dafür hätte. Leute, die für alles eine Begründung haben, sind Leute, die sich selbst nicht kennen.

Alles nur in der ironischen Brechung suchen zu wollen, das würde mich kein bisschen erfüllen. Ich meine das Wort Herz genauso wie ich es sage. Denken Sie nur an Schiller und an Hölderlin, denen lässt man Herz und Busen durchgehen! Dass ich diese Worte benutze, will man mir oft als romantische Naivität auslegen. Ich aber sage allen Romantikverächtern, ihr wollt nur das verbieten, was ihr selbst fürchtet, damit euch euer eigener Verlust nicht weiter auffällt. Hätte denn damit nicht die Infamie der nationalsozialistischen Reinheitslogik am Ende auf diese Weise doch noch gesiegt? Ich behaupte das nicht, ich stelle nur Fragen. Wenn es so wäre, dann wäre es ein schrecklicher Sieg. Er wäre vulgär wie alle Siege. Deswegen will ich noch nicht an ihn glauben.

Ich wehre mich gegen diese Kleingeistigkeit und setze natürlich weiterhin auf Kairos, auf den Gott des glücklichen Augenblicks. Den wird mir niemand ausreden können – selbst im Binnenland der Bilder nicht, in denen die Zeit sich an ihren eigenen Rändern ausfranst und aufhört zu existieren, so, wie jeder gute Schriftsteller sich den höheren (auch tieferen, auch weiteren) Fluren der Sprache anvertrauen muss, um er selbst zu werden. Und selbst irgendwo zu beginnen. Und auch irgendwo aufzuhören. Wo ist das Irgendwo? In den Gedichten. In den verbotenen Wörtern. Überhaupt in Wörtern. Und jenseits von ihnen. Überall. Dort, wo Chemie und Gebete verwandt sind miteinander, wo ein chemisches Gedicht lebt, zum Beispiel, zu Ehren der Erde.

Zwischen den Welten zu leben – was genau heißt das? Und wie sieht dieses Dazwischen aus? Das eigene Leben ist eigentlich nur im Ganzen lebbar. In meiner Kindheit dachte ich, dass alle Menschen Reisende sind. Ich kannte es nicht anders, aus unserem Dorf waren viele Menschen in alle möglichen Länder aufgebrochen. Nach Amerika, Australien, Deutschland, Frankreich und Holland waren sie gegangen und manche auch in das benachbarte Italien. So erschien es mir auch irgendwann als etwas Selbstverständliches, den Eltern nachzufolgen. Meine Geschwister und ich wuchsen ohne sie auf. Ich schrieb den Eltern sogar einen Brief nach Deutschland, dass sie mich holen sollten, das stand in dem Brief drin. Und jetzt bin ich Schriftstellerin in dieser Sprache, die in meinen ersten neun Jahren eine Sprache war, die mich von meinen Eltern trennte.

Manchmal, wenn ich auf mein Leben (fast möchte ich sagen auf mein erstes Leben, auf mein zweites, mein drittes) schaue, dann habe ich das Gefühl, dass die Biographie etwas der Spirale Verwandtes ist. Es gibt immer wieder einen neuen Kreis, eine andere Herkunft (man wird ständig neu und kommt ständig von woanders her), eine andere Sprache, eine andere Kultur, Religion oder Tradition – und all das macht die Kreise der Spirale, die Lebensabschnitte nur etwas deutlicher. Amerika ist das Sinnbild der Verschmelzung solcher Biographien; auch wenn dort dieses multikulturelle Moment zur nationalen Identität gehört, Klassen-Denken und die damit einhergehenden Probleme gibt es jedoch zeitgleich und sie sind nicht von der Hand zu weisen.

Oft habe ich das Gefühl, dass jene Menschen, die sich nie bewegen, doch eher auf unserem Planeten die Ausnahme sind. Jeder Mensch ist von Natur aus ein Reisender – sein Ziel ist das eigene Leben. Aber jene, die in ein unbekanntes Land aufbrechen, in eine Sprache, die sie nicht kennen, solche Menschen sind für mich Pioniere und Visionäre in einem. Sie suchen ein besseres Leben und sie sind bereit, sich selbst dafür auf den Weg zu machen. Meine Eltern waren solche Menschen. Von ihnen habe ich als Kind schon gelernt, Sehnsucht nach Ferne zu haben. Manche Menschen haben immer Heimweh, das ist das klassische Schicksal der Emigranten. Ich habe auch Heimweh, aber ich habe auch Fernweh – egal, wo ich gerade bin. Das ist vielleicht genau der

Punkt, an dem meine künstlerische Arbeit beginnt und damit einhergehend auch der Wunsch: die Welt einen Augenblick lang anzuhalten.

Durch das Schreiben, durch die Kunst an sich, können wir der äußeren Zeit entkommen und erst dann können wir nach Innen gehen, zu einer ganz privaten, persönlichen Zeit, die ausgefüllt ist mit privaten und persönlichen Dingen. Viele Künstler, die eine ähnliche Geschichte haben wie ich, versuchen die „Dazwischen-Welt“ kreativ zu umkreisen, sie greifbar zu machen. Dennoch stelle ich auch Fragen wie: Was ist das überhaupt, diese Dazwischen-Welt und ist das ganze Leben nicht schon von Natur aus ein Dazwischen-Leben? Denken Sie nur daran, wie schnell sich alles verändert und wie das Dazwischen doch das eigentlich Normale ist. Manchmal glaube ich, das Dazwischen ist eine metaphysische Konstante im Leben eines jeden Menschen. Der türkischstämmige deutsche Filmemacher Fatih Akin ist mittlerweile jedem ein Begriff – seine Art, die Welt anzuhalten und sein Dazwischen zu zeigen, ist: es in filmischer Sprache, in Bildern, in Geschichten, in einem Film zu erzählen. Aber recht besehen macht das auch Wim Wenders – jeder auf seine Art und Weise, aus seinem inneren Echoraum heraus.

Als ich nach Deutschland im Alter von neun Jahren kam, sah die sozial-gesellschaftliche Situation vollkommen anders aus als heute. Es war Anfang der achtziger Jahre und ich kam in keine Großstadt. Wir lebten in einem kleinen Ort in der Nähe von Frankfurt. Meine Eltern arbeiteten von morgens bis abends, meine Mutter hatte mehrere Arbeitsstellen, zu denen sie uns Kinder mitnahm und wir halfen ihr bei der Arbeit in Gaststuben, beim Putzen in fremden Wohnungen, an der Rezeption eines Hotels. Am Rande dieses Ortes gab es wunderschöne Apfelbäume, die ich sehr liebte und die mich an mein Dorf in Dalmatien erinnerten. Ich nahm die Bäume gleich zu Freunden, so, wie ich es in der Kindheit schon getan hatte. Und das habe ich auch später, als ich in Paris lebte, auch so gemacht: als erstes sah ich mir die Bäume an.

Damals als Kind hatte ich Angst vor den großen Häusern und sprach auch lange kein Deutsch.

Vor zwei Jahren habe ich ein Buch über die deutsche Sprache - meine wichtigste Protagonistin – geschrieben. Es hat 154 Seiten und auf diesen Seiten habe ich beschrieben, wie ich die deutsche Sprache erlernt habe, wie ich in ihr und mit ihr gewachsen bin und warum Sprache und Leben niemals voneinander trennbar sind. Ich lernte schon sehr früh, dass Sprache und Kultur miteinander verbunden sind. Das lernte ich nicht mit dem Kopf, so etwas lernt man als Kind anders. Intuitiv begriff ich, dass ich zwar die deutsche Sprache nicht kann, aber dass die Gesichter, Hände, Wangen, Augen der Menschen, dass der ganze Körper eine einzigartige (für alle lesbare, sichtbare) Sprache ist. Später, viele, viele Jahre danach, fand ich diesen Gedanken in einem der Bücher von Marguerite Duras wieder.

Das hatte mich tief bewegt und ich glaube, dass alle Menschen, die einmal eine entscheidende Fremdheit erlebt haben, die gespürt haben, dass sie anders sind, automatisch über die Gestik und Mimik lernen. Das ist auch das eigentliche Metier eines Schauspielers, darüber kommuniziert er mit seinem Publikum, die Worte sind zwar nicht Nebensache, aber eigentlich unterstützen sie nur diese andere, bereits im Körper eingeschriebene Sprache. Was also empfinden Menschen, wenn sie emigrieren und in einem fremden Land ankommen? Das Emigrieren ist vor allem eine seelische Art, sich vollkommen auszusetzen. Neben der wirtschaftlichen Situation, die in der Regel immer sehr schlecht bei diesen Menschen ist, kommt die existenzielle Ausgeliefertheit hinzu. Und damit geht eine spezielle Art der Wahrnehmung einher. Die Außenwelt sieht für einen solchen Ankömmling ganz anders aus als für jemanden, der immer schon an diesem Ort und in Sicherheit lebt.

Neben allen sozialen und materiellen Problemen, die Einwanderung immer mit sich bringt, sollte man niemals vergessen, wie viel Würde jeder Emigrant in sich trägt, wie viel Mut und visionäre Kraft ein solcher Mensch braucht, der sich aus seiner vertrauten in eine völlig unbekannte Welt vorwagt. Ich muss solche Sätze immer wieder sagen, ich bin ein solcher Mensch, ich kenne die Angst.

Für mich wird ein Zuhause nie etwas Selbstverständliches sein, sondern immer etwas Besonderes, wie ein Geschenk, das mir das Leben gegeben hat – deswegen bin ich wohl keine Architektin, sondern Schriftstellerin in der deutschen Sprache geworden.

Die Menschenwürde hat keinen Pass, kennt keine geopolitischen Grenzen und ist nicht käuflich (man kann vieles mit Geld bezahlen, die Würde bleibt trotzdem unbezahlbar). Es ist ein Gemeinplatz, dass wir alle in *einer Welt* leben, aber solange wir Grenzen und Grenzposten in unseren Augen, in unserem Wesen haben, solange wird der Satz von *einer Welt* zwar allen bekannt sein, aber dennoch nur reine Theorie bleiben. Das Anerkennen der Würde ist die Grundlage für ernsthaftes Aufeinanderzugehen. Man kann auf den Anderen nicht zugehen, wenn man sich selbst nicht mitbringt. Zugleich, wie in meinem eigenen Fall, glaube ich vollends an die Kraft der INDIVIDUALITÄT - es kann einem kein Staat, kein soziales Gefüge, kein privilegierter Pass, nichts und niemand den eigenen noch zu gehenden Weg abnehmen.

An dieser Stelle begegnen wir uns alle wieder, als Individuen, als Menschen, die mit ihrer ureigenen Geschichte in die Weite der Welt hinausströmen und eine Art und Weise finden müssen, nicht von den Wellen, die das Leben mit sich bringt, verschlungen zu werden. Wenn wir verstehen, dass Pässe nur Papier sind, wir aber als Menschen eine Haut haben, dann sind wir nicht nur poetisch, wir sind dann auch jemand, der mit dieser Haut zu denken gelernt hat. In einer Sprache, in der das Denken und Sprachen zusammenkommen, lässt sich geistige und physische Ankunft erhoffen. Eine solche Sprache ist die deutsche für mich. - „Denn was ist“, heißt es einmal bei Wilhelm von Humboldt, „was ist die Sprache anders, als die Blüte, der Alles in des Menschen körperlicher und geistiger Natur zusammenstrebt, in der sich Alles sonst Unbestimmte und Schwankende erst gestaltet, und die feiner und aetherischer, als die immer tiefer mit Irdischem vermischte That ist?“

Ich danke Ihnen für Ihre geschätzte Aufmerksamkeit!

(Es gilt das gesprochene Wort.)